

KELLY PARSONS



**UNTER DEM
MESSER**

THRILLER

BASTEI ENTERTAINMENT 

Vor ihm bog ein Auto auf die Straße. Der Wagen beschleunigte von ihm weg und steuerte von einer Fahrbahnseite zur anderen hin und her, während das Fenster auf der Beifahrerseite Zeitungen ausspie. Der Fahrer zeichnete sich nur als dunkle Silhouette ab.

Spencer, der es vorzog, die Nachrichten auf seinem Smartphone zu lesen, konnte nicht verstehen, was so ansprechend an gedruckten Zeitungen war, die eigentlich längst der Vergangenheit angehören sollten. Es verblüffte ihn, wie viele seiner Nachbarn nach wie vor daran festhielten, sich täglich ein Exemplar zustellen zu lassen. Die letzte Lieferung, die kurz vor einer Kreuzung hinausgeworfen wurde, an der das Auto scharf nach links bog, bevor es davonraste, verfehlte die Einfahrt und landete im Rinnstein.

Bei dem Gebäude handelte es sich um einen gepflegten Bungalow in mediterranem Stil mit für Südkalifornien typischer Gartengestaltung und ansprechendem rotem Ziegeldach. Bei seinen morgendlichen Läufen kam Spencer immer daran vorbei. An Tagen, an denen er nicht joggte, änderte er seinen Fahrweg so, dass er diese Straße passierte, um daran vorbeizurollen, obwohl andere Strecken schneller wären.

Es handelte sich um Ritas Haus.

Er seufzte. Vielleicht war es *doch* Stalking. In gewisser Weise. Spencer runzelte die Stirn. Irgendetwas an Ritas Haus fühlte sich an diesem Morgen falsch an.

RITA

»Lisa«, krächzte Rita.

Sie schlang die Arme um ihren Körper und versuchte sich aufzusetzen. Dabei spürte sie etwas Kleines, Kaltes und Metallisches, das von einer Kette um ihren Hals baumelte und gegen ihre nackte Brust klatschte. Die Erkennungsmarken ihres Vaters. Also war sie doch nicht *vollkommen* nackt.

Rita schlingerte zur Seite und kippte beinah vom Tisch.

»Vorsicht.« Lisa packte sie am Arm und half ihr in eine sitzende Position. »He, Wendy.« Die blonde Pflegerin stand einige Schritte entfernt, hielt immer noch die gefalteten Decken und glotzte Rita an. »Wendy.«

»Was?«, fragte Wendy abwesend.

Ritas Zähne begannen zu klappern.

»Die Decken, Wendy.«

»Oh. Richtig. Die Decken.« Sie reichte Lisa beide und schien den finsternen Blick ihrer Kollegin dabei nicht zu bemerken.

Mit einem geübten Schnippen aus dem Handgelenk schüttelte Lisa nacheinander beide Decken auf, dann schlang sie eine um Ritas Schultern und Brust, die andere um ihre Mitte.

»Danke.« Rita wickelte sich in den Stoff, dankbar für die Wärme. Ihr Zittern ließ nach, hörte schließlich auf. Sie presste sich eine Hand gegen den schmerzenden Schädel, massierte sich mit den Fingern die Schläfen und versuchte, ihre Gedanken zusammenzukratzen, die sich wie im Wind wirbelndes Laub anfühlten.

»Was ist hier los?«, fragte sie.

»Ich ... Na ja, dieselbe Frage wollte ich gerade Ihnen stellen, Dr. Wu. Geht es Ihnen gut?«

Ich weiß es nicht. Tut es das?

»Ich ... Wo bin ich?«

Lisa und Wendy wechselten einen Blick.

»Raum zehn«, antwortete Lisa.

»Raum zehn. Raum ... zehn. Sie meinen ... im Operationsaal? *Meinem* Operationsaal? Bei Turner?«

»Ja.«

»Was mache ich hier?«

Wendy sah Lisa an, Lisa sah Rita an.

»Keine ... Ich meine, wir haben Sie gerade gefunden, Dr. Wu. Die Lichter waren ausgeschaltet. Vorhin, als wir zur Arbeit gekommen sind. Hat mir einen Heidschreck eingejagt.« Lisa verstummte kurz. »Wie lange sind Sie schon hier?«

»Wie spät ist es?«

»Kurz nach sechs Uhr morgens.«

»Welcher ...« Rita leckte sich über die Lippen. Sie fühlten sich trocken an und kratzig wie Sandpapier. »Welcher ... äh, Tag?«

Wendy gab einen gurgelnden Laut von sich, der einem Japsen ähnelte. Lisa schürzte die Lippen. »Montag. Es ist Montag, Dr. Wu. Der 27. November. Wann sind Sie hergekommen? Haben Sie ... hier *geschlafen*?«

Fragmente von Ritas Erinnerung fügten sich zusammen, kleine Teile, die nach und nach ein Bild ergaben. *Ich erinnere mich, dass ich gestern Abend hierhergekommen bin, am Sonntag, dem 26. Ich bin hergekommen, um nach dem Auto-Chirurgen zu sehen.*

»Dr. Wu.« Lisa beugte sich näher. Rita konnte ihr Shampoo riechen oder ihre Haarspülung oder was immer es sein mochte, irgendein Blumenduft. »Alles in Ordnung?«

Rita schmeckte Galle am Ansatz ihrer Kehle und schluckte sie hinunter. »Es geht mir gut.«

Nein, tat es nicht. In Wirklichkeit ging es ihr alles andere als gut. Sie sah sich um und versuchte, ein besseres Gefühl für die Lage zu bekommen und zu verarbeiten, was genau vor sich ging. Allerdings fühlten sich ihre Gedanken verschwommen und substanzlos wie Zuckerwatte an. Sie fühlte sich ...

Verkatert, ja, ich fühle mich verkatert, nur ist das UNMÖGLICH, ich kann nicht verkatert sein, weil ich nicht trinke, weil ich seit über einem Jahr keinen Drink mehr angerührt habe.

... als müsste sie sich jeden Moment übergeben.

Wie sollte sie das alles verarbeiten? So viele verschiedene Dinge gleichzeitig: Surrealität, Wahnsinn, Erniedrigung. Sie wusste nicht, wo sie anfangen sollte. Ein Teil von ihr – na schön, der *Großteil* von ihr – wäre am liebsten schreiend aus dem Raum geflüchtet. Zwei Pflegerinnen hatten sie soeben besinnungslos auf ihrem eigenen Operationstisch gefunden, *splitternackt*, und sie konnte sich ums Verrecken nicht erinnern, wie sie hierher gelangt war.

Situationsbewusstsein. Sie brauchte Situationsbewusstsein. So hätte ihr Vater es bezeichnet.

Ihr Vater. Sie hob die Hand und berührte seine Erkennungsmarken, die um ihren Hals baumelten. Er war Pilot gewesen, hatte eine P-3 Orion für die US Navy über den gesamten Pazifik geflogen und Jagd auf russische und chinesische U-Boote gemacht. Ihr Vater hatte viel über Situationsbewusstsein gesprochen, vor allem mit seinen Pilotenfreunden im Garten der Familie, wo sie in der kühlen südkalifornischen Dämmerung Geschichten ausgetauscht und gegrillt hatten, manchmal noch in ihren einteiligen, olivgrünen Fliegeranzügen.

Im Geiste konnte sie immer noch den Rauch des Grills riechen, der durch ihren winzigen Garten trieb, angereichert mit den Aromen von Hamburgersaft und Hopfen vom Bier. *Situationsbewusstsein.* Rita hatte ihren Vater und seine Freunde so oft über den Begriff plaudern gehört, dass sie ihn letztlich eines Tages, als sie noch in der Unterstufe gewesen war, in einem der Fachbücher über Luftfahrt im Arbeitszimmer ihres Vaters nachgeschlagen hatte. Nicht allzu lang, bevor er gestorben war.

Situationsbewusstsein: die Fähigkeit, ein dynamisches, gefährliches Umfeld ruhig einzuschätzen und geeignete Reaktionen zu bestimmen, um eine Katastrophe abzuwenden.

Das hatte ihr gefallen. Damals hatte sie es nicht verstanden, nicht auf Anhieb, aber es hatte ihr so sehr gefallen, dass sie es auf einen kleinen Zettel schrieb, den sie mit sich herumtrug. Gelegentlich hatte sie ihn aus der Tasche hervorgezogen und durchgelesen. Mit der Zeit prägte sie sich die Worte ein und glaubte, sie allmählich zu verstehen, und sie wandte sie auf die verschiedensten Dinge an. Bei Crossläufen. Beim Autofahren. Wenn sie spätabends allein von ihrer Studentenunterkunft zur Universitätsbibliothek und wieder zurück ging. Und letzten Endes auch auf dem Gebiet der Chirurgie.

Die Fähigkeit, ein dynamisches, gefährliches Umfeld ruhig einzuschätzen und geeignete Reaktionen zu bestimmen, um eine Katastrophe abzuwenden.

Im Operationssaal betrachtete Rita das als die Kunst, zu verhindern, dass brenzlige Kacke zu dampfen begann. Sie wusste, dass sie gut darin war. Sehr gut sogar. Darauf war sie stolz, eine Fähigkeit, die ihr im Verlauf der Jahre schon durch so manch heikle Situation im OP geholfen hatte. Sie glaubte mit Herz und Seele daran.

Und dennoch hatte Situationsbewusstsein ihrem Vater nicht viel geholfen, als sein Flugzeug gegen jenen Berg gekracht war.

Was ist ihm durch den Kopf gegangen, als er einen Moment vor der Auslöschung mit ansehen musste, wie der Berghang die Windschutzscheibe im Cockpit ausfüllte? Ist ihm genug Zeit geblieben, um das Umfeld ruhig einzuschätzen?

Sie hoffte nicht. Ria zog es vor zu glauben, dass er keine Zeit gehabt hatte, es kommen zu sehen, denn dann wäre ihm auch keine Zeit geblieben, Angst zu empfinden oder sich um die Töchter zu sorgen, die er zurücklassen würde.

Und die Situation, in der sie sich gerade befand: Handelte es sich um ihren Gebirgshang, der die Windschutzscheibe ihres Cockpits ausfüllte? Sie zitterte wieder, allerdings nicht vor Kälte, und sie rieb über die Gänsehaut, die sich trotz der Decken an ihren Unterarmen bildete.

Panik – sie fühlte sich wie eine unheilvolle Kletterpflanze an, die sich in Ritas Bauch entfaltete und ihre feuchten, dicker werdenden Ranken in alle Richtungen entsandte. Rita wusste, wenn sie nichts unternahm, um die Panik aufzuhalten, würde sie ihr in wenigen Sekunden die Fähigkeit rauben, vernünftig zu denken und in ihr nur den Drang zurücklassen, schreiend aus dem Raum zu flüchten.

Sie atmete tief durch, schloss die Augen, hob erneut die Hand und legte sie um die Erkennungsmarken ihres Vaters.

Keine Panik. Nicht jetzt. Niemals.

Ihre Instinkte riefen ihr zu, brüllten ihr praktisch ins Gesicht, dass etwas Gewaltiges auf dem Spiel stand, teilten ihr mit: *Machst du jetzt einen falschen Schritt, bist du erst so richtig im Arsch, bezaubernde Rita.*

Schwächere Frauen – oder *Männer* – knickten ein. Verloren vollkommen die Kontrolle. Fingen vielleicht zu weinen an oder verfielen in einen katatonischen Zustand. Aber nicht sie. Rita war *nicht* schwach, war *nie* schwach gewesen.

Keine Schwäche.

Sie klammerte sich an dem Gedanken fest.

Keine Schwäche.

SPENCER

Spencer spähte mit zusammengekniffenen Augen ins Zwielflicht.

Das Auto.

Es stand immer noch da. Dieser schäbige weiße Ford Fiesta, der direkt vor Ritas Haus parkte. Derselbe Wagen, der vergangene Woche zum ersten Mal aufgetaucht war.

Wessen Auto ist das?

Spencer hatte das letzte Jahr gleichsam über ihr Haus gewacht. Er kannte jedes Auto in ihrer Straße, hatte sich die An- und Abwesenheiten der Fahrzeuge eingepägt und wusste, zu welchen Nachbarhäusern sie gehörten. Dieses Auto hatte er nie zuvor gesehen, bis es vor fünf Tagen zum ersten Mal aufgekreuzt war. Noch nie. Wem also gehörte es?

Wahrscheinlich war nichts weiter dran. Vielleicht der Wagen von jemandem, der einen Nachbarn besuchte. Und dennoch ließ etwas undefinierbares an dem heruntergekommenen Wagen Spencer keine Ruhe. Warum? Vermutlich, weil in dieser gehobenen Gegend mit noblen ausländischen Autos ein schäbiger Fiesta – genau genommen *alles Schäbige* – hervorstach wie ein bunter Hund. Oder vielleicht auch, weil der Fiesta ausgerechnet vor *ihrer* Haus parkte, obwohl es reichlich freie Parkplätze vor den anderen Anwesen gab.

Spencer verlangsamte seine Schritte und hielt an, als er Ritas Haus erreichte, in dem keine Lichter brannten. Er hob die Zeitung vom Rinnstein auf und warf sie in die Einfahrt, in der normalerweise Ritas schnittiger BMW parkte. Im Augenblick jedoch präsentierte sich die Einfahrt leer.

Sie muss wohl schon im Krankenhaus sein.

Rita brach gern früh zur Arbeit auf – selbst für die Begriffe einer Chirurgin, und Chirurgen begannen ihre Tage, während die meisten anderen Menschen noch im Bett lagen. Es war Montag, und Spencer wusste, dass Rita an Montagen operierte. Und wenn Rita operierte, traf sie spätestens um sechs Uhr im Krankenhaus ein – eine Gewohnheit, die ihr dabei half, sich vor Eingriffen konzentriert und ruhig zu fühlen, wie er wusste.

Auch heute hatte Rita einen großen Eingriff vor sich, und zwar einen, über den alle redeten – mit dem neuen, automatisierten Operationssystem. Sie hatte sich jahrelang die Finger daran wund geschuftet. Wahrscheinlich befand sie sich bereits bei der Arbeit, um sich in das zu stürzen, was einer der bedeutendsten Tage ihrer Laufbahn werden würde.

Im Gebüsch neben der Haustür raschelte es, und eine fette graue Katze schlüpfte durch die Zweige. Nein, keine Katze: ein Opossum. Ein großes Exemplar, das den langen, rattenähnlichen Schwanz hinter sich herzog, als es auf den Bürgersteig watschelte und über den Boden schnüffelte.

Spencer begegnete diesen Tieren immer wieder in der Gegend, vorwiegend nachts. Er war zwar nicht zimperlich, konnte sie wegen ihrer großen schwarzen Augen und ihrer gruseligen Schwänze aber trotzdem nicht leiden. Das schien auf Gegenseitigkeit zu beruhen: Kaum nahm ihn das Opossum wahr, zischte es ihn an, bleckte seine scharfen Zähne und trottete zurück ins Gebüsch.

Spencer betrachtete den Fiesta noch einige Augenblicke, bevor er weiterrannte. Er wollte nicht so wirken, als lungere er herum, ebenso wenig wollte er Aufmerksamkeit auf sich lenken, indem er sich in der Dunkelheit vor Ritas Haus herumdrückte. Die Nachbarn redeten. Außerdem hatte er vermutlich gerade bloß einen Anflug von Paranoia.

Hatte er?

Er drehte den Kopf für einen letzten Blick zurück, bevor er um die nächste Ecke bog. *Vergiss es.*

Es gelang ihm nicht. Der Fiesta hatte sich in seinen Gedanken festgebissen wie eine Zecke.

Knapp einen Kilometer später krümmte sich die Straße leicht nach rechts. Die Häuser auf der linken Seite wichen einer leeren Böschung, die steil abfiel, und die Küstenbrise wehte steifer. Er hatte das Meer erreicht.

Weiter vorn befand sich einer der örtlichen Surfplätze. Hier begrüßten Sand und Fels in wilden Begegnungen aus Gischt und tosendem Rauschen den Pazifik. Gewaltige Wellen brandeten heran, und der Sprecher der Lokalnachrichten in Spencers Ohren meldete einen vor der Küste tobenden Sturm, der später am Tag auf San Diego treffen sollte.

Offensichtlich hatten auch die Surfer von dem nahenden Unwetter und den Monsterwellen gehört, die seine Ankunft ankündigten. Eine ganze Schar von Enthusiasten tummelte sich auf der Meeresseite der Straße – Männer und Frauen unterschiedlichen Alters, von geschmeidigen Teenagern, die sich vor der Schule einen schnellen Ritt gönnten, bis hin zu ledrigen und schlanken Leuten mittleren Alters. Viele zwängten sich gerade in schwarze Neoprenanzüge und hievten Surfbretter von den Ladeflächen ihrer Pick-ups oder speziellen, auf den Dächern ihrer Autos montierten Halterungen. Andere trafen mit Skateboards und Fahrrädern ein, die Bretter unter die Arme geklemmt. Diejenigen, die nicht bereits hinaus in die donnergleiche Brandung paddelten, sammelten